

Die Neue Welt

Nr. 23

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Ganz anders hatte sie sich das Leben an seiner Seite gedacht in der Ehe. Denn wenn sie auch vorher einander nicht fremd gewesen waren, so legte Pauline, als echtes Landkind am Althergebrachten, Frommen und Ehrwürdigen festhaltend, der kirchlichen Trauung doch noch ganz besondere Wirkungen bei. Das Ehegelübde vor dem Altare, meinte sie, mache den begangenen Fehltritt gut, beglaubige ihren Bund, trage die Gewähr eines ganz besonderen Segens in sich. Nun durften sie sich mit gutem Gewissen lieb haben; während der Genuß bisher, so süß er auch gewesen, doch immer den Nachgeschmack eines Vorwurfs gehabt hatte.

In diesen Erwartungen schien sich die gute Seele getäuscht zu haben. Gustav war ihr fremder geworden, als er ihr zuvor gewesen. Wann wäre es früher jemals vorgekommen, daß er für ihre liebevolle Annäherung nur eine kurze unfreundliche Abfertigung gehabt hätte!

Sie weinte oft heimlich. Auch zur Nachtzeit, wenn er mit einer, selbst noch im Schlafe düster verdroffenen Miene in seinem Bette lag. Zu wecken wagte sie ihn nicht. Durch ihren Kummer wäre sie ihm nur lästig gefallen. Er war ja selbst nicht glücklich. Daß er so häßlich gegen sie war, kam nur davon her, daß er so viel Sorgen hatte. Ihm zu Liebe wollte sie Alles ertragen, selbst die Entfremdung von ihm.

Pauline verschloß ihren Kummer ganz in sich, verdeckte ihre Thränen vor ihm und war darauf bedacht, ihm nur ein lächelndes Angesicht zu zeigen. Aber er, in jenem Egoismus, den die Vielgeschäftigkeit und Arbeitsüberbürdung groß zieht, sah weder ihr Lächeln noch die Thränen, die darunter verborgen waren.

Sie sorgte dafür, daß er Alles so gut finden möchte, wie sie es herzurichten im Stande war: das Bett, die Kleider, das Essen. All' ihre große zurückgewiesene Frauenliebe wandte sie, in Ermangelung eines Besseren, den Dingen zu, die ihn umgaben.

So vergingen die ersten Wochen in der Fremde. Eines Tages gab es eine unangenehme Ueberraschung für den Aufseher: Rogalla, der Pole, war verschwunden. Seinen Arbeitsgenossen fehlten verschiedene Kleidungsstücke, und Häufte machte die Entdeckung, daß seine Vorrathskammer um eine Wurst und zwei Speckseiten ärmer war.

Wo mochte der Vogel hin sein? Das Gerücht behauptete, er habe auf einem anderen Miibengute, wo nur polnische Arbeiter in Sold waren, Arbeit genommen. Man stellte keine Nachforschungen nach ihm an, denn er war ein liebedürftiger, lästiger und fauler Bursche gewesen. Mochte er bei Seinesgleichen bleiben!

XXII.

Zwei Monate waren vergangen, seit das Büttner'sche Gut unter den Hammer gekommen war. Samuel Harrassowitz schaltete und waltete jetzt hier als unumschränkter Herr und Gebieter. Er hatte den alten Bauern vorläufig auf seinem ehemaligen Hofe gelassen. Er nahm auch keine Miethe von den Leuten, aus dem einfachen Grunde, weil sie nichts mehr hatten, wovon sie ihm hätten Quartiergeld zahlen können. Außerdem waren die Büttner's, wie er selbst zugab, „alte, brave Leute,“ denen er das „Almosen gern gönnte.“ — Er ließ die Felder von dem alten Manne bestellen; auf diese Weise konnte der etwas von dem Gelde, was er noch auf Wechsel schuldete, abarbeiten.

Mancherlei Veränderungen nahm der Händler in der Wirthschaft vor. Zunächst führte er die Ochsen weg; die konnte er gerade an einer anderen Stelle gut gebrauchen. „Sie kommen schließlich auch mit Kühen aus; was, mein guter Büttner?“ sagte er in seiner biederemännlich aufgeklopften Weise zu dem Alten.

Der Büttnerbauer erwiderte nichts hierauf. Er nahm überhaupt jeden Befehl des neuen Herrn schweigend und mit undurchdringlicher Miene hin.

Nun war es also so weit gekommen, daß er mit Kühen auf's Feld fahren mußte, wie die Kleingärtner und Stellenbesitzer. Als Knecht eines Fremden bestellte er jetzt den Acker, der einstmal's sein gewesen. Wenn man Grimm und höllische Schmerzen ausfülen könnte, was wäre da für eine Saat ausgegangen auf diesen Fluren!

Im Obstgarten, der das Haus umgab, ließ Sam tüchtig aufräumen. Die alten Krüppel von Apfelbäumen machten zu viel Schatten und trügen ja doch nur saures Zeug, das man nicht los würde, hieß es. Die Bäume hatte der Großvater zu Anfang des Jahrhunderts gepflanzt, er war Obstheger gewesen, und die späteren Generationen hatten den Segen seiner Fürsorge geerntet. Jahr ein, Jahr aus pflanzten die „alten Krüppel“ zu tragen, ihre harten, kernigen Sorten, wie sie dem Klima angepaßt waren. Die Bäuerin hatte davon abzubaden gepflegt; Weihnachtsäpfel hatte man gehabt, und mancher späte Apfel hielt sich bis tief in's Frühjahr hinein, ein angenehmes Beigabe zur Alltagskost.

Nun sollten die alten, treuen Stämme dran glauben. Der Bauer und Karl mußten selbst Hand anlegen, die Bäume umzusägen und die Stöcke zu roden. Der Büttnerbauer verrichtete auch dieses Werk schweigend, aber in seiner Hand die Säge schien zu knirschen, als sie sich in das spröde Holz einfräß.

Toni hatte inzwischen das väterliche Haus ver-

lassen müssen, denn Sam erklärte: so viele Mäuler dürften auf seine Kosten nicht gefüttert werden. Zudem paßte es jetzt mit der Ammenstelle. Frau Achenheim, seine Tochter in Berlin, hatte Sam zum Großvater gemacht. Toni sollte den Sproßling ernähren und wurde zu diesem Behufe eines Tages nach Berlin befördert. Und diesmal war kein Gustav zur Stelle, die Schwester zu schlingen. Toni's eigenes Kind wurde Theresen übergeben, welche diesen Familienzwang mit geringer Freude begrüßte.

Man mußte es Sam lassen, es hatte Alles Art, was er unternahm. Er verstand es, im großen Stile zu verfügen. Das Kleinste, was er anordnete, schien von langer Hand vorbereitet und ordnete sich vorzüglich in das Gefüge seiner Operationen ein.

Auch mit Karl Büttner hatte er seine besonderen Absichten. Zuletzt ließ er es zu, daß der junge kräftige Mann dem Vater bei der Frühjahrbestellung half. Sobald diese besorgt war, erklärte der Händler dem Bauernsohne, daß er seine Dienste nunmehr entbehren könne und daß er mitsammt seiner Familie ausziehen habe.

Karl war also vom väterlichen Hause und Hofe vertrieben! Was nun beginnen? Karl Büttner stand der Zukunft rathlos gegenüber. Er hatte nichts gelernt; nur in der Soldatenzeit war er von der Heimath weggekommen. Einen anderen Beruf als den bäuerlichen zu betreiben, daran hatte er, als des Büttnerbauern Aeltester, nie gedacht.

Der Aermste hatte es schwer. Er war um das väterliche Erbe gekommen, er wußte nicht wie! Seine Frau machte ihm das Leben auch nicht leichter, seit er ein Bettler geworden war. Täglich bekam er jetzt von ihr zu hören, daß sie betrogen sei mit ihm. Daß er ein „dummer Karle“ sei, das habe sie freilich immer gewußt, aber sie habe doch wenigstens geglaubt, einmal Bäuerin zu werden durch ihn. Nun mußte der Unglückliche ihr für diese Enttäuschung herhalten.

Karl suchte eine Zeitlang nach einer Thätigkeit. Sein Suchen bestand darin, daß er rathlos umherlief und sich als Kutscher anbot. Aber man stieß sich meist an seiner starken Familie, und sein ungeschicktes Auftreten hatte auch wenig Bestechendes. Bald gab er das jedoch auf und saß nur noch, unter dem Vorgeben, in den Blättern zu suchen, in den Schänken umher. Theresen, die ihm bald anmerkte, daß er Bier und Schnaps genieße, wurde durch diese Entdeckung auch nicht freundlicher gestimmt.

In dieser Noth trat wiederum Sam als Helfer auf. Er wolle ihm eine von seinen Wirthschaften in Wörmsbad verpachten, sagte er zu Karl.

Karl Büttner ging nach Wörmsbad, um sich die Stelle anzusehen. Es war ein kleines Anwesen,

ein elendes Ueberbleibsel von einem Bauerngute, welches Harrassowitz bis auf diesen Rest vereinzelt hatte. Die Gebäude waren gänzlich verfallen und drohten jeden Augenblick Einsturz. Nur noch die kahlen Lehmwände standen da, und durch diese blickte an manchen Stellen schon das Tageslicht hindurch. Was an Möbelstücken und Geräthschaften früher etwa dagewesen sein mochte, war längst herausgeschleppt. Fast ebenso schlimm, wie auf dem Hofe, sah es auf den Feldern aus. Das Meiste war Schwarbrache. Jahrelang hatte Niemand hier bestellt.

„Ein schönes Feld der Thätigkeit für einen jungen Mann,“ meinte Sam. „Sie werden das schon in die Höhe bringen, Büttner, da sind Sie ganz der Mann dazu!“ — Den Pachtzins für den ersten Termin wollte Sam gültig stunden, und zur Anschaffung von Vieh, Saatgut und Inventur Geld vorschicken.

Karl Büttner war leicht zu bereben, besonders von Einem wie Samuel Harrassowitz, der schon Klügere seinem Willen unterthan gemacht hatte; so wurden die Beiden handelsmäßig.

Karl siedelte also mit Weib und Kind und den wenigen Habeligkeiten, die er sein nannte, nach Wörmsbach über. Therese, die sonst nicht zu weichen Stimmungen neigte, weinte, als sie das neue Heim erblickte. Der windschiefe Giebel, die zerbrochenen, hier und da mit Papier verklebten Scheiben, das Strohdach, welches aussah, wie ein struppiger Pelz, in dem die Motten sich niedergelassen! Und erst drinnen in den Stuben: die verschimmelten Wände, die morschen Dielen, ein Herd, zwischen dessen Rachen das Feuer durchleuchtete!

So sahen die Räume aus, in denen sie in Zukunft hausen sollten!

* * *

Eines Tages kam ein kleiner Herr nach Halbenau, begleitet von einem halbwichsigen Birschchen. Sie trugen sich mit Rollen, Holzstäbchen, Mappen und einer langen Kette. Wo das „ehemalig Büttner'sche Bauerngut“ gelegen sei, fragten sie. Man wies ihnen den Weg. Sie begannen die Felder zu umschreiten, der Knabe misste kleine Pflöckchen einschlagen und hatte die Maßkette zu ziehen. Drei Tage lang arbeiteten sie in dieser Weise, schrieben Zahlen an die Pflöckchen und machten Einzeichnungen in eine Karte.

Der Mann verschwand wieder, aber seine Pfähle blieben stehen.

Am Sonntag Nachmittag gab es dann eine wahre Völkerverwanderung nach dem Bauerngute. Die Halbenauer kamen, sich das abgesteckte Land zu ansehen. Einzelne und in Gruppen schritten sie auf den Aainen und Feldwegen auf und ab.

Der Büttnerbauer sah das vom Hofe aus. Die Jornader schwoll ihm. Was wollte das Volk denn hier! Die zertrampelten das Gras und liefen womöglich über die Saaten. Er ging vor den Hof und rief den Ersten Besten, der ihm in den Wurf kam, an, was er hier zu suchen habe.

„Ich will a Morgen a zweee lesen, morne!“ sagte der und ging seines Weges weiter.

Hier sei kein öffentlicher Weg, schrieb ihn der alte Mann an.

„Nu, Traugott, stell D'ch doch ne su an!“ meinte der Andere, einer seiner Nachbarn. „Morne wollen se doch Deine Felder einzeln versteigern. 's hat ja im Blattel gestanda!“

Also das war es: Vereinzlung des Gutes! — Der alte Mann stand eine Weile ganz erstarrt. Dann setzte er sich langsam in Bewegung, mit schleppenden Schritten, als ziehe er eine schwere, unsichtbare Bürde hinter sich drein.

Ein Trupp Dorfleute kam ihm entgegen vom Felde. Sie sprachen laut; offenbar unterhielten sie sich über die bevorstehende Landauktion. Als sie des Alten ansichtig wurden, verstummte ihr Lärmen; schweigend, mit verlegenen Mienen eilten sie an ihm vorüber.

Dann kamen wieder Zwei, ein Alter und ein Junger: Kaschelernst und Richard.

Der Kretschamwirth blieb stehen, als er in gleicher Höhe mit seinem Schwager war. „Gu'n Tag, Trau-

gott!“ Kein Gegenruß erfolgte. „Du, Traugott!“ meinte Kaschelernst, scheinbar harmlos plaudernd, „Dei Korn stiegt aber heuer gutt. Kreiterwetter! das is a Staatskorn, da warn a hibsch Paar Schock uf'n Morgen kinnma. Was meenst De? nich?“

Der Büttnerbauer sagte nichts, warf aber dem Schwager einen so sprechenden Blick zu, daß der ihm unwillkürlich den Weg frei machte und ihn weiter gehen ließ. Dann rief er dem Alten nach: „Du, Traugott! zur Ernte kannst De mir helfen kinnma. Ich will D'ch och bezahl'n. Ich mechte 's Korn sinsten am Ende ne Herre warn, suviel stiegt's 'n druffe. Willst De uf Erntearbeit kinnma — hee?“

Der Bauer ging weiter, ohne sich umzusehen. „Nu ja, ich meene od, Traugott! Du weest am Ende noch gar niche, daß 'ch das Kornstüde dahie von Harrassowitzen gekest ha'. 's is a hibsches Stüde, a Schaffel a zehne groß. Ju, ju, das ha' ich mer genumm'n! Na, dacht'ch, wenn se's Büttner'sche Gut eenmal versteigern thun, da wirscht De Dir och e Stüde nehmen kenne — warum denn ne! Da bleib's doch wenigstens in der Familie.“

Nun war der Alte stehen geblieben, mitten auf dem Wege, starr und steif, mit offenem Munde. Kaschelernst hatte das Kornstüde gekauft! — Kaschelernst im Besitze seines besten Acker!

„Ju, ju, Traugott, das Korn is meine!“ sagte der Kretschamwirth, näher zu seinem Schwager herankommend. „Ich bedant' mich och schienstens bei Dir, daß Du den Acker so schiene bestellt hast. Schienes Korn!“

Richard, der sich bis dahin die Hand vor den Mund gehalten hatte, plagte jetzt auf einmal heraus.

Der Bauer stand da, steif wie ein Stock.

Kaschelernst im Besitze dieses Kornstüdes! — Das erschien von Allen, was ihm bisher widerfahren, das Ungeheuerlichste. Sein Gesicht begann sich zu verändern. Die Augen leuchteten in dunklen Lichtern, die Nüstern blähten sich auf, die Lippen hoben sich, wie bei einem wilden Thiere, das sich auf den Feind stürzen will. Aus seinem Munde kam ein knurrender Laut: „Hund — Hund . . .“

Das Lachen des Neffen verstummte vor der Miene des Alten, der mit geballten Fäusten auf sie zukam.

„Hund — Hunde! Ich zerschlag' Dich de Knuchen — Ich zerschlag' . . .“

Der Sohn suchte Deckung hinter dem Rücken des Vaters. Da aber Kaschelernst es vorzog, sich in schnellster Gangart vor seinem Schwager zurückziehen, so war bald ein Zwischenraum zwischen Traugott Büttner und den Kaschels entstanden. Nach einiger Zeit wagten es die Braven wieder, Halt zu machen.

Büttner war gleichfalls stehen geblieben und drohte leuchtend mit der Faust nach Jenen hinüber. „Wenn 'ch, und ich find' D'ch Kaschel! De Knuchen zerschlag' 'ch D'r, Hund Du!“

Der Kretschamwirth rief eine höhnische Bemerkung dagegen. Der Bauer kam ihnen von Neuem nach, worauf sich das tapfere Paar abermals zurückziehen begann.

Da blickte sich der Alte und hob Steine auf, lief ein paar Schritte, ausholend, schleuderte nach Jenen. Er traf nicht, denn er war viel zu erregt, um zu zielen. Kaschelernst und Richard machten sich aus dem Staube und waren bald hinter den ersten Dorfhäusern verschwunden.

Inzwischen waren die Leute 'auf den Vorgang aufmerksam geworden, kamen von allen Seiten herbei, um sich an dem interessanten Streit zwischen den Verwandten zu weiden. Man umstand den alten Mann.

Traugott Büttner stand da mit dunkelrothem Kopfe, wirrem Haar, ohne Mütze, die er beim Laufen eingebüßt hatte, am ganzen Leibe bebend vor Wuth. Er schüttelte die Fäuste noch immer nach jener Richtung, wo die Kaschels verschwunden waren. Allmählig löste sich seine Zunge. Zwischen rauhen und schrillen Tönen wechselnd, dumpf knurrend und sich überschreiend, brachte er wilde Flüche und Verwünschungen vor.

Einige Jüngere wollten sich schlechte Scherze

erlauben mit dem alten Manne, der ganz außer Rand und Band gerathen schien. Aber ein paar von seinen Altersgenossen besaßen Anstandsgefühl genug, das nicht zuzulassen. Sie suchten den Tobenden zu beruhigen, der sich inzwischen schon ganz heiß geschrien hatte, und den nur noch die Wuth vor dem Zusammenbrechen bewahrte. Er wiederholte dieselben Schimpfworte immer und immer wieder, schien kaum mehr zu wissen, was er schrieb. Die älteren Leute nahmen sich seiner an, führten ihn nach seinem Hause.

Die Bäuerin, die noch immer das Bett hütete, merkte wohl, daß der Bauer unwirsch und einsilbig sei, noch mehr als sonst. Aber das Unglück der letzten Zeiten war so groß gewesen, ein Schicksalsschlag hatte den anderen übertroffen, daß sie schon garrüchlich mehr nach Neuem fragte.

Die alte Frau war schwer mit Gleid geschlagen. Ihr Mann hatte doch wenigstens seine Arbeit; er konnte den Kummer da draußen im Acker vergraben. Aber sie lag hier oben allein, ohne ein Glied rühren zu können. Die Kinder waren nun alle aus dem Hause, in der Fremde. Keine Menschenseele hatte sie zur Pflege. Hin und wieder kam einmal eine mitleidige Nachbarnsrau, nach ihr zu sehen. Dann hatte sie wenigstens für kurze Zeit Jemanden, mit dem sie weinen konnte; das war ihr einziges Lab-sal. Zu ihrer Sicht war noch Wasserrucht getreten, die sie gänzlich bewegungslos machte. Sie sehnte sich aufrichtig nach dem Tode.

Die Bäuerin, welche des Nachts nur wenig schlief, traute ihren Sinnen kaum, als sie in der auf diesen Sonntag folgenden Nacht plötzlich den Bauern aufstehen und sich ankleiden sah. Wo er zu dieser Stunde hin wolle, fragte sie ihn. Eine Stuh sei krank, erwiderte er und ging.

Sie verfolgte seine Schritte und vernahm mit ihrem, durch das lange Stilleliegen geschärften Gehör, in der tiefen Nachtstille, daß er sich unten mit den Geschirren zu schaffen machte. Und nach einiger Zeit war es ihr, als höre sie ihn mit einem Gespanne den Hof verlassen.

Was sollte alles Das vorstellen? Mitten in der Nacht aufzustehen und zur Feldarbeit zu gehen! War der Bauer am Ende gar übergeschnappt?

Früh beim Morgenrauen erst kam er zurück, schmutzbedeckt und erregt, wie von angestrengter Arbeit. Er kleidete sich aus, legte sich noch einmal zu Bett und schlief bis tief in den Tag hinein. Die Bäuerin konnte sich nicht entsinnen, je zuvor etwas Aehnliches an ihrem Eheherrn erlebt zu haben.

Im Kretscham sammelten sich inzwischen die Dieter. Heute sollte, laut Zeitungsanzeige, die Vereinzlung des ehemalig Büttner'schen Bauerngutes stattfinden. Halbenau machte Feiertag an diesem Montage. Denn wenn auch nicht Jeder bieten konnte, so wollte doch Jeder mindestens dabei gewesen sein.

Es kamen etwa sechzig Morgen in kleineren Parzellen zur Versteigerung. Den Bauernhof mit einem Areal von etwa vierzig Morgen nahm der Besizer von der Auktion aus, ebenso den Wald. Ein Stück von zehn Morgen hatte der Kretschamwirth bereits vorher erstanden; zu einem auffällig niedrigen Preise, wie gemunkelt wurde. Nun, er war ja gut Freund mit Samuel Harrassowitz!

Die Stimmung war eine angeregte, es schien Kauflust vorhanden. Der Händler kannte seine Leute, wußte, womit man den kleinen Mann ködert. Der Sandhunger war auch bei den Halbenauern ausgeprägt. Die ärmsten Schluder, die sich das Geld womöglich hatten zusammenborgen müssen zur Anzahlung, wollten diese Gelegenheit, zu eigenem Grund und Boden zu gelangen, nicht ungenüßt vorübergehen lassen; die Erwägung, ob sie jemals im Stande sein würden, nur die Zinsen des Kaufgeldes herauszuwirtschaften, bewegte diese Köpfe nicht. Kaufmännisch zu verfahren, oder auch nur ihren Vortheil im Voraus zu bedenken, war nicht die Sache von Leuten, die aus der Hand in den Mund lebten und nichts zu verlieren hatten.

Mit Spannung sah man der Ankunft des Händlers entgegen, ohne den die Auktion nicht beginnen konnte. Endlich kam das Wägelchen, auf dem Bode der Autscher mit dem blauen Rocke und der silbernen Tresse am Hute, die in Halbenau nicht mehr un-

bekannt waren. Harrassowitz hatte den jungen Advokaten Niesenthal mitgebracht, der ihm die Kontrakte mit den Käufern gleich fix und fertig machen sollte.

Mit freudigem Blicke überhaute Sam die Schaar der Kauflustigen. „Die Kerle seien wie verrückt!“ raunte ihm Kaschelernt zu, als er den Geschäftsfremd am Wagen begrüßte.

„Recht so!“ meinte Sam. „Wir wollen ja auch nichts verschleudern.“

Nach einiger Zeit begab man sich hinaus auf's Bauerngut. Die Versteigerung sollte an Ort und Stelle vorgenommen werden. Der Anblick des Feldes und der Früchte, die darauf standen, würde die Kauflust noch erhöhen, taxierte Sam. Der Händler und der Gastwirth gingen etwas hinter dem allgemeinen Troß drein.

Auf einmal gab es ein Rucken der Hälse und Zusammenstecken der Köpfe, Nase des Staunens, untermischt mit Gelächter! „Was giebt's denn?“ fragte Harrassowitz. Die Leute wiesen auf ein Stück frisch gepflügtes Ackerland.

Kaschelernt stieß einen Ruf des Schreckens aus, lief ein paar Schritte vorwärts, blieb dann stehen mit rothem Kopfe und weit geöffnetem Munde, ähnlich wie am Tage zuvor sein Schwager Traugott Böttner. Von dem pflügenden Lächeln, das er sonst zu tragen pflegte, war in diesem Augenblicke keine Spur zu entdecken.

Die Leute lüchelten und nickten einander schadenfroh zu. Das war Kaschelerntens einmal gesund! Wo gestern Abend noch eine dunkelgrüne Kornsaat geprangt hatte, lag jetzt braune Stürze.

Das hatte der alte Böttner in einer Nacht mit dem Pfluge umgeackert.

XXIII.

Die Sachengänger waren mit ihren Arbeiten rüstig vorwärts geschritten. Den Rüben war bereits die dritte Handhabe gegeben worden. Der trockene Sommer hatte die Reife des Getreides stark gefördert; bereits Ende Juni verkündete die weißgelbe Farbe der Kornähren die herannahende Ernte.

Die Erntezeit bedeutete für Wanderarbeiter eine Aenderung ihrer ganzen Arbeitsweise. Bis dahin hatten sie hauptsächlich in Stücklohn gearbeitet. Es war ihnen überlassen worden, sich Beginn und Dauer der Arbeitszeit selbst zu legen. Erwerbsbeßenen wie sie waren, hatten sie bei grauem Tage die Arbeit aufgenommen und niemals vor sinkender Nacht aufgehört, nur mit kurzen Unterbrechungen für Frühstück, Mittagbrot und Vesper. So hatten sie durch große Emsigkeit schöne Einnahmen erzielt. Und die Güte der Arbeit hatte doch nicht unter dem Eifer, möglichst viel vor sich zu bringen, zu leiden gehabt, denn Gustav Böttner stand als strenger Aufseher hinter ihnen. Gustav setzte seinen Ehrgeiz darein, daß bei seiner Gruppe nicht über Schleuderarbeit geklagt werden durfte. Das Auge des schneidigen Herrn Inspektors schien oft genug nach einer Gelegenheit zu Tadel oder gar zu Lohnabzügen zu suchen, wenn er plötzlich an die rübenhackenden Leute herangesprengt kam; aber bis dahin hatte er keine Möglichkeit gefunden, seine wohlwollende Absicht auszuführen.

Anders gestaltete sich die Sache, als die Erntezeit herantam. An Stelle des Stücklohnes sollte nun, laut Kontrakt, Tagelohn treten. Die Arbeiter, die sich ausgerechnet hatten, daß sie nun nicht mehr den guten Verdienst haben würden, den sie bei der Akkordarbeit erzielen konnten, sahen der Aenderung des Lohnsages mit Unlust entgegen. Es war darüber schon viel hin und her gesprochen worden unter den Leuten. Man hatte es dem Aufseher nahe gelegt, wegen Aufhebung dieses Vertragspunktes mit dem Arbeitgeber zu verhandeln. Aber Gustav hatte erklärt, was geschrieben sei, sei geschrieben, und an dem Kontrakte dürfe nicht gerüttelt werden. Darüber erhob sich Murren unter den Leuten; Einzelne erklärten, im Tagelohn würden sie faullenzen.

Häsche gab das Gelegenheit, seinem Herzen gründlich Luft zu machen. Er schimpfte auf den Arbeitsherrn und seine Beamten, gebrauchte Worte wie „Lohnsklaverei“ und „Ausbeutung des Arbeiters“. Gustav warf ihm daraufhin vor, er sei ein „Nothher“.

Häsche nahm den Vorwurf pflügend lächelnd hin; die „Nothen“ seien noch nicht so schlimm wie die „Goldnen“, meinte er. —

Eines Tages kam der Inspektor an die Arbeitergruppe herangeritten und theilte ihnen in progigbarstem Tone mit, daß morgen, mit beginnender Roggenernte, der Tagelohn in Kraft trete. Er erwarte pünktlichsten Beginn der Arbeit bei Sonnenaufgang und größten Fleiß; Bummelerei werde er nicht dulden. Schließlich drohte er mit Lohnabzügen und Fortjagen auf der Stelle. Damit sprengte er an der Reihe entlang, daß den Leuten Sand und Erbslöche in's Gesicht flogen.

Häsche blickte dem jungen Beamten mit einem eigenthümlichen Lächeln nach. „Daß Du Dich nur nicht geschnitten hast, Kleiner!“ meinte er. „Wenn wir früh vor Fünfen antreten, so ist das freiwillig. Sollen wir Ueberstunden machen, dann megt Ihr uns hübsch d'rum bitten. So steht de Sache, Fremdschen!“

Am nächsten Morgen war ein Theil der Arbeiter nicht dazu zu bewegen, vor fünf Uhr zur Arbeit zu gehen, trotz Gustav's bald drohendem, bald gültlichem Zureden. Der Stimmführer dieser Auffässigen war Häsche'serl. Im Kontrakte siehe nichts davon, daß sie zu Ueberstunden verpflichtet seien. Der Arbeitstag laufe von fünf Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends. Ungebeten würden sie nicht eine Minute länger arbeiten, als sie es nöthig hätten.

Gustav war in übler Lage. Er konnte Häsche nicht widerlegen, und wiederum durfte er, als Aufseher, eine Auflehnung gegen die Brotherrschaft nicht dulden. Was aus Alledem entstehen konnte, war nicht abzusehen. Schwerer denn je drückte die Verantwortung, die er für so viele Köpfe übernommen, auf ihn. Er versprach schließlich, die Wünsche der Leute dem Inspektor vortragen zu wollen. Dadurch beruhigten sich die erregten Gemüther etwas.

(Fortsetzung folgt.)



Das „junge Deutschland“ und die politische Polizei.

Von Paul Kampffmeyer.

Als das freireichlich geminnete Deutschland vor einiger Zeit den hohen Festtag des hundertjährigen Geburtstages von Heinrich Heine beging, da mochte wohl an manchem Auge die streitbare Schaar der Schriftsteller des „jungen Deutschland“ vorübergezogen sein. Uns beschleicht heute eine wehmüthige Empfindung, wenn wir bedenken, welche gewaltige Fülle von Kraft in dem Kampfe gegen die niedrige, beschränkte Krähwinkelei der damaligen Zeit verschwendet werden mußte. Was an nervenzerrüttender Aufregung brauchte allein der Widerstand gegen die kleinlich boshafte Polizeiwirtschaft auf! Der damalige freireichliche Schriftsteller sah sich stets von einem Anbel von Polizeispiionen verfolgt. Seine Bemühungen, eine Zeitung mit starkem Rückgrat herauszubringen, wurden im Keime von der Polizei vernichtet, seine aus frischer und freier Begeisterung heraus geschriebenen Zeilen verfielen den Strichen der Alles kritisirenden Polizei. Die Polizei schrieb in der Gestalt des Zensors dem guten Bürger seine geistige Nahrung genau vor. Das war eine hausbadene, gewürzlose Kost, an der sich der jüngste Sprößling der Familie nicht den Magen verderben konnte. Die hygieinischen Bestimmungen der Polizei über die geistigen Mahlzeiten der Bürger erstreckten sich sogar auf die Gerichte, die von der harmlosen Theaterkritik gereicht wurden. Einmal zeigte selbst eine sanft und vorsichtig tadelnde Rezension der Oper „Olympia“ die augenfälligsten Jenkurläden. Das Theater bot wenigstens einige Fuß und einige Zoll freien Raum für das öffentliche Leben. Hier sprach das Publikum seinen Beifall, sein Mißfallen aus. Eine Defensivität durfte aber in dem alten Polizeistaate eigentlich nicht existiren, das war den Brandstettern der damaligen Zeit ein unverbrüchliches Gesetz. Der Streit des Theaterpublikums konnte in

die friedliche Häuslichkeit des Kleinbürgers hineingetragen werden. Wie leicht bildeten sich da Parteien, und das mußte der Polizeistaat verbieten. Er griff daher zu dem reitenden Jenkurstift und strich unbarmherzig aus den Theaterkritiken das hinweg, was ein größeres öffentliches Interesse entzünden konnte.

Große politische und soziale Strömungen durften nicht die stillen, stagnirenden Wässerlein der Kleinbürgerlichen Welt beunruhigen. Das Leben des Bürgers sollte sich nur um das ewige Einerlei der Werkstatt und der Kinderstube drehen; der Schuster sollte bei seinem Leisten bleiben. Der Glanz einer bewegten Großstadt leuchtete nicht in die Enge und Gedrücktheit der Kleinbürgerlichen Verhältnisse hinein. Von dem holprigen Straßenpflaster der winkligen Gassen schaute man in schmucklose bürgerliche Wohnungen, in niedrige Werkstätten, in düstere, verräucherte Krämerläden. Es war, als stockten in den dumpfigen Räumen die Athenzüge des Geistes, es war, als legten sich die Mauern der Stadt dicht um die Augen des Kleinbürgers und verengten gänzlich seinen Horizont. Und so richtete sich sein Blick nur auf die alltäglichen Begebuiffe der Familienstube, des Junftbauses, der Stadtgemeinde. Das Leben seiner Mitmenschen lag dem Kleinbürger klar vor Augen. Er wußte genau, was sein Nachbar auf den Tisch setzte und wann dieser einmal ein Gläschen über den Durst getrunken hatte; er konnte am Schnürchen die Hochzeitgeschenke herzfählen, die des Bürgermeisters Tochter neulich zu ihrem Ehrentage erhalten hatte. Das Gepolter jedes Wagens rief ihn noch an das Fenster. Feinlich genau hielt er alle die Regeln inne, die der dreifach geheiligte Ortsgebrauch für das Leben, Lieben und Sterben der Kleinbürger eingesetzt hatte.

In diese Welt, in der Alles sorgfältig in Satzungen eingebettet war, in der die freie Neigung, die mächtig ausgreifende Leidenschaft selten zum Worte kam, erscholl auf einmal das Evangelium der politischen Freiheit, der freien Liebe, der Wiedereinfügung des Fleisches. Ein Heine traf mit seinem vernichtenden Spotte Alles, was an unserem Vaterlande klein und erbärmlich war. Dieser Poet ließ die deutschen Zensoren Spießerhuten laufen und klopfte der Jugend kräftig die deutschen Röcke aus. Da fiel denn manch' daranhängendes deutschthümliches Flitterwerk herab und gab einen Klang wie eine Narrenschelle. Lachend enthielt er die bornirten Schildbürgerstreiche unseres armseligen Bürgerthums. Ein Ritter des Geistes, zog er stürmisch gegen die alten Zwingherrnburgen zu Felde und verkündete mit schmetternden Trommeten das neue Recht:

„Alle Menschen, gleich geboren,
Sind ein adliges Geschlecht.“

In dem großen Paris vernahm man seine feinen Sinne den eintretenden Zusammenbruch der alten politischen und sozialen Institutionen, und das langsame, allmähliche Zerreißen der autoritären Familienbände. Mit regier Theilnahme verfolgte er alle Phasen des Saint-Simonismus, der damals blendend am politischen Himmel emporstieg. Das Wort einer Saint-Simonistischen Schule von der „Rehabilitation des Fleisches“ schrieb er auf sein Kampfesbanner. Für sein harmonisches Denken war jener tiefe Mißverständnis, der nach der alten Lehre Geist und Fleisch zerschneiden sollte. In ewiger unzertrennlicher Umarmung sah er beide; das Fleisch war durchgeistigt, vergöttlicht. „Der nächste Geist aller unserer neuen Institutionen,“ so schreibt er einmal, „ist solchermassen die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinfügung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung, ihre Versöhnung mit dem Geiste . . . Einst, wenn die Menschheit ihre volle Gesundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt und sie wieder in ursprünglicher Harmonie sich durchdringen, dann wird man den künstlichen Sader, den das Christenthum zwischen beiden gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklichsten und schönsten Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude empor blühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die sich aller Genüsse dieser schönen Erde

trübfinnig enthielten und durch Abtötung der warmen, farbigen Sinnlichkeit fast zu kalten Gespenstern verblieben sind! Ja, ich sage es bestimmt, unsere Nachkommen werden schöner und glücklicher sein, als wir. Denn ich glaube an den Fortschritt, ich glaube, die Menschheit ist zur Glückseligkeit bestimmt, und ich hege also eine größere Meinung von der Gottheit, als jene frommen Leute, die da wähnen, sie habe den Menschen nur zum Leiden erschaffen. Schon hier auf Erden möchte ich durch die Segnungen freier, politischer und industrieller Institutionen jene Seligkeit etablieren, die nach der Meinung der Frommen erst am jüngsten Tage im Himmel stattfinden soll."

So trunken von dem Glücke kommender Zeiten, sang Heine das Hohelied von der Veröhnung des Fleisches mit dem Geiste, und er weckte damit ein vielstimmiges, enthusiastisches Echo. Der deutsche Dichterwald klang wider von Feiergefängen auf die Freiheit, auf die Zwanglosigkeit der Neigungen, auf das Recht der Materie, sich ungebunden ausleben zu können. Im „Jungen Europa“ Laube's suchte sich die freie Liebe kühn ein Existenzrecht zu erkämpfen. Und immer mächtiger, immer schrankenloser griff der Freiheitsgedanke aus. Es ist, als hätten die Wortführer des „Jungen Deutschland“ ihre Seele ganz dem Kultus der freien Liebe verschrieben, so oft kehrt sie in ihren Schriften wieder. Ihr opfert ein Gulgow in seiner Vorrede zu Schleiermacher's „Vertrauten Briefen über Schlegel's Lucinde“, ihr ein Mundt in seiner „Madonna“ in seinem Triumphgesang auf das „freie Weib“. Und nicht nur in der ersten Liebe sieht Gulgow wirkliche Reinheit und Weihe, sondern auch in den späteren Liebesbinden. Begeistert predigt er die Emanzipation der Ehe von der Kirche. „Der einzige Priester, der die Herzen trauet,“ so schreibt er, „sei ein entzückender Augenblick, nicht die Kirche mit ihrer Zeremonie und ihren gescheiterten Dienern. Die Sittlichkeit im Verkehr der Geschlechter, wenn ihn die Liebe heiligt, hängt am schlechtesten mit der Gewohnheit zusammen, welche auch immer das Gewöhnliche ist.“

In dem fleisch- und blutlosen Romane Gulgows, „Wally,“ tauchen die Probleme der Zeit in bunter Mannigfaltigkeit auf. Die tief skeptischen und atheïstischen Ideenreihen des Romans bereiteten den Frommen im Lande ein ungeheures Aergerniß, gerade wie die abgeschmackte Sigunenszene, in der sich die Heldin in natürlicher Schönheit geistig dem Helden antraute.

Viele der herzlich unbedeutenden Schöpfungen des „jungen Deutschland“ wären schnell der Vergessenheit anheimgefallen, hätte nicht der „Franzosenfresser“ Wolfgang Menzel mit grober, polternder Fuhrmannsstimme die Obrigkeit auf die schweren Gefahren hingewiesen, die ihr von den Höllengeistern, den Gulgows, Laubes und Konsorten drohten.

Nach den Schilderungen eines Menzel mußte sich inmitten unserer frommen deutschen Kinderstube ein wahres Sodom und Gomorra etablieren. Sicherlich war die Muse des jungen Deutschlands dem Straßentorthe entstrichen, sie war eine Gefährtin und Fremdbin der öffentlichen Mädchen der Luftbänker. Die Lehren dieser jungen Poeten schmeichelten „der Bestialität und Raublust, die in den Höhlen der Verworfenheit, in Schmutz und Branntwein der großen Haupt- und Fabrikstädte noch schlummern, aber leicht zu wecken sind“.

Die laute Lärmtrompete, die Menzel zum Schutz von Staat und Gesellschaft blies, erscholl der Reaktion und Polizei gerade zur rechten Stunde. Die ehrenwerthen Nagler, Rochus von Rochow, Tzschoppe, alle die dienstfertigen Werkzeuge der Geheimpolizei, deren einziger Lebenszweck sich in der Verfolgung aller der Gedanken und Empfindungen erschöpfte, die über das niedrige Niveau des absoluten Staates hinausgingen, sie eröffneten jetzt eine wilde, verwegene Jagd auf die Wortführer des „jungen Deutschland“.

So viele schöne Seelen — und dennoch ein Gedanke, eine wunderbare Uebereinstimmung im ganzen Fühlen und Denken! Man weiß nicht, ob das Herz oder der Verstand dieser staatsdretenden Gesellschaft verfault war. Einerseits treten vor unsere geistigen Augen die Schatten der in dumpfer Kerkerluft dahingestorbenen Studenten und jungen Leute, die schmach-

volle Schändung und Verstümmelung unserer Presse durch die Zensoren, der organisierte Briefdiebstahl der Post — und andererseits tangen an uns die Narrenstreiche von so ehrenwerthen Männern wie Pape und Dambach vorüber, die einst ein frommes Kirchenlied aus dem alten Porst für ein blutrünstiges revolutionäres Gedicht hielten.

In allen Werkstätten der Geheimpolizei setzte nun ein überaus geschäftiges Treiben ein: da öffneten unterwürfige Postbeamte die Briefe der jungdeutschen Revolutionäre, da tauschten die Gefandtschaften ihre gegenseitigen Beobachtungen über die verdächtigen Personen aus, da schlichen nichtswürdige, bezahlte Subjekte den verkehrten Schriftstellern auf Schritt und Tritt nach. Welche rege Korrespondenz entspann sich zwischen den großen Knotenpunkten der preussischen Spionage, zwischen Berlin, Frankfurt, Zürich, Bern und Paris! In der Schweiz hatte der edle Rochus von Rochow die preussische Gefandtschaft förmlich in eine Polizeiwache verwandelt. Dieser Mann, ein Bittelscharakter durch und durch, der in Metternich einen Staatsmann von wahrhaft antiker Größe sah, und der mit Hilfe des Säbels und Polizeimittels alle großen politischen Fragen zu lösen gedachte, verfolgte mit athemloser Spannung alle Bewegungen in dem revolutionären Lager. Er wurde nie müde, sein künstlich erschnüffelt und zusammengelogenes Material dem Polizeigenoten Melchner in Frankfurt mitzutheilen. Wie vor einem lieben Freunde, so schüttete der edle Rochus von Rochow sein Herz vor diesem treuen, dienstbeständigen Beamten aus. Wenn ihn bange Sorgen um das Heil seines lieben preussischen Polizeistaats drückten, weil die jungdeutschen Schriftsteller so frech ihre literarischen Brandstiftereien betrieben, dann hatte Melchner ganz sein Ohr. „Lasse man alle politische Gährung und Gebrechen bei Seite,“ so klagt er einmal seinem lieben Melchner, „und fasse nur Dasjenige auf, was in der Unterhaltungsliteratur, in Schauspielen, in der Literatur-Revue enthalten ist, so geht schon aus diesem die Gewißheit hervor, daß die Nation im innersten Mark verderbt sein muß, eben weil man ihr solche Dinge zur Ergöglichkeit darbietet.“

(Schluß folgt.)

Vom Verstand der Ameisen.

Von B. Erdmann.

Wer hat nicht schon von der Klugheit der Ameisen, dieser kleinen, arbeitamen Insekten gehört, die mit ausdauernder Beharrlichkeit ihrer Arbeit nachgehen, ihr Nest in Stand halten, Futter für sich und ihre Brut herbeiholen und tapfer fremde Eindringlinge abzuwehren wissen! Daß die Thiere keinen Verstand haben, sondern alle ihre oft sehr komplizierten Handlungen instinktmäßig verrichten, ohne daß sie einer verstandesmäßigen Ueberlegung fähig sind, ist ein veraltetes und überlebtes Vorurtheil. Wir kennen eine ungeheure Anzahl von Thieren, bei denen wir zweifellos feststellen können, daß sie Erfahrungen sammeln, daß sie die Erinnerung an Erlebtes bewahren und auf Grund derselben ihr Handeln einrichten. Vom Elephanten, vom Pferd, vom Hund z. B. sind zahlreiche Fälle bekannt, in denen die Thiere Ueberlegung und Verstand nach Art des menschlichen gezeigt haben. Das Maß oder die Größe ihrer Intelligenz wird aber nach der allgemeinen Auffassung von dem Verstande vieler Insekten, unter denen die Ameisen obenan stehen, ganz erheblich übertroffen. So beginnt z. B. der englische Forscher Lubbock die Einleitung zu seinen Untersuchungen über Ameisen, Bienen und Wespen mit den Worten: „Die anthropoiden Affen nähern sich offenbar in ihrem Körperbau dem Menschen mehr als alle anderen Thiere. Wenn wir jedoch die Lebensweise der Ameisen betrachten, ihre soziale Organisation, ihre großen Gemeinwesen, ihre Heerstrassen, ihren Besitz von Hausstieren und in einigen Fällen von Sklaven, so müssen wir zugestehen, daß sie auf der Stufenleiter der Intelligenz dem Menschen zunächst zu stehen beanspruchen können.“ Man unterscheidet denn auch verschiedene Kultur- und Zivil-

sationsstufen bei den Staaten oder Kolonien der Ameisen ganz nach Art der verschiedenen menschlichen Kulturstufen; man kennt jagende, vom Raube lebende Ameisen und solche, die von dem Saft anderer Thiere leben und diese Thiere gleichsam als Melkkühe nicht nur gelegentlich benutzen, sondern auch in ihre Nester aufnehmen, sie bewachen und vor Feinden schützen, ihre Brut aufziehen und sich so ganze Heerden nützlicher Hausthiere zulegen. Als am weitesten fortgeschritten in der Kultur werden die ackerbauenden Ameisen betrachtet; die „reisbauenden Ameisen“ in Texas reinigen den Umkreis ihres Nestes vollständig von wilden Pflanzen und lassen nur den sogenannten Ameisenreis gedeihen, dessen Körner sie einbringen und zur Nahrung benutzen. Ja, es wurde sogar behauptet, daß sie ihr Getreide in aller Form säen; doch zweifeln selbst sehr begeisterte Propheten des Ameisenverständes an der Zuverlässigkeit dieser letzteren Berichte. Immerhin wird die Meinung vertreten, daß bei dem ewigen Kampfe um's Dasein, den alle Ameisenarten miteinander führen, die Heerdenbesitzenden die Jäger verdrängen werden, dann aber wieder selbst den Ackerbauern werden weichen müssen, deren Kultur sich vielleicht noch nach Art der menschlichen zu ungeahnter Höhe entwickeln wird.

Wie bei den Menschen die Entwicklung der höheren Kulturstufen den Weg über die Sklaverei genommen hat, die vor vierzig Jahren noch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika blühte und auch jetzt noch trotz aller offiziellen Ablenkungen in vielen Theilen der Welt ungehindert besteht, so finden wir auch bei den Ameisen einige Arten, die sich Sklaven halten. Bei den heftigen Kämpfen, die nicht bloß Ameisen verschiedener Arten, sondern auch Ameisen verschiedener Kolonien derselben Art gegen einander führen, werden den Besiegten die Puppen fortgenommen und von den Siegern verzehret; zum Theil werden sie auch aufgezogen und als Arbeiter verwandt, und aus solchen Arbeitern kann sich, wie manche Forscher meinen, das Institut der Sklaverei entwickelt haben. Jedenfalls haben viele Ameisen Sklaven, d. h. es wohnen andere Ameisen mit ihnen zusammen in demselben Nest, welche die Arbeiten für die Herren besorgen, während diese hauptsächlich den Schutz gegen Feinde übernehmen. Am vollständigsten ist das Sklavensystem bei der großen Amazonenameise entwickelt; diese ist des Arbeitens so vollständig unfähig, daß sie in die vollste Abhängigkeit von ihren Sklaven gerathen ist. Sie kann absolut nichts Anderes thun, als Puppen von anderen Ameisenarten rauben, worauf die ausgetrockneten Thiere nicht nur alle Arbeit verrichten, sondern die Herren sogar reinigen und füttern müssen; denn diese besitzen nicht einmal Kanwerkzeuge; ihre Zangen stellen bloß noch Angriffs Waffen dar, so daß sie ohne fremde Hilfe elend zu Grunde gehen müssen. Ein Beobachter sperrte dreißig Amazonenameisen mit Larven und Honig in eine Schachtel, und fand nach zwei Tagen trotz der reichlichen Nahrung mehr als die Hälfte von ihnen verhungert. Als er nun zu den Ueberlebenden einen einzigen Sklaven ließ, wurden sie von diesem sofort gefüttert; dann grub er ein Loch in die Erde, in das er die Larven unterbrachte, den jungen Thieren beim Auskriechen half und der ganzen Gesellschaft somit das Leben rettete. Die Beobachtung wird als Beispiel dafür angeführt, bis zu welchem Grade körperlicher und sittlicher Verkommenheit die Sklaverei auch für die Sklavhalter führt. Ohne gegen diese moralische Schätzung der Sklaverei etwas einzuwenden zu wollen, scheint mir diese Beobachtung doch gegen die so viel und hoch gerühmte Intelligenz der Ameisen zu sprechen. Warum hat denn der Sklave die Herren nicht ihrem Schicksal überlassen und nur für sich gesorgt? Waren die halbverhungerten Amazonen noch kräftig genug, ihn zur Arbeit zu zwingen? Außerdem wird nicht berichtet, ob der Sklave schon vorher in einem Amazonenneste thätig gewesen ist, oder nur einer oft als Sklave dienenden Art angehörte. War dieses Letztere der Fall, so würde sein Verhalten noch mehr gegen seinen Verstand sprechen.

Ueberhaupt wird es gut sein, bei der Beobachtung von Ameisen und anderen ähnlichen Thieren die vorgefaßte Meinung, daß es sich bei ihnen um die Betätigung einer menschlichen Intelligenz handele, fallen



Rückkehr aus der Verbannung. Nach dem Gemälde von J. Repin.

zu lassen, und nicht bei jeder zweckmäßigen Thätigkeit den Schluß zu ziehen, es sei ein Bewußtsein vorhanden, das die Thätigkeit auf den betreffenden Zweck hinlenke. Wenn wir z. B. die Einzelheiten im Bau des menschlichen Körpers und die so überaus vortheilhaften und komplizirten Einrichtungen der einzelnen Organe betrachten, so könnten wir auch an ein bewußtes Handeln denken. Um nur ein Beispiel anzuführen: Wenn ein Fremdkörper, etwa ein kleines Stückchen Brot, in die Luftröhre anstatt in die Speiseröhre geräth, so schließt sich sofort die Oeffnung des Kehlkopfes, indem sich ein Deckel darüber legt, so daß das weitere Eindringen des Fremdkörpers in die Luftröhre verhindert wird. Gleichzeitig entsteht ein starker Reiz zu heftiger, mit starkem Husten verbundener Ausstoßung von Luft, durch die der Fremdkörper wieder aus der Luftröhre herausgeschleudert wird. „Wie klug ist doch dieses kleine Kind!“ könnte Jemand ausrufen, der einen solchen Vorgang bei einem zweijährigen Kinde zu beobachten im Stande wäre; „es weiß, daß das Stückchen Brot, falls es in die Lunge käme, sehr schädlich wäre; darum verschließt es schnell den Kehlkopf durch den Kehldedeckel und hustet so lange und energisch, bis es das schädliche Stückchen herausgeschleudert hat.“ Und doch wissen wir Alle aus uraltester Erfahrung, daß sich die Sache durchaus nicht so verhält, daß vielmehr gar keine Rede von einer verstandesmäßigen Thätigkeit ist. Jeder weiß, daß die betreffenden Bewegungen ganz von selbst eintreten, daß es sich um einen sogenannten Reflexvorgang handelt, der trotz seiner Komplizirtheit und trotz seiner Zweckmäßigkeit unabhängig von jedem Bewußtsein, jeder Vorstellung und jedem Willen ist; beim Zuschlagen des Kehldedeckels und darauf folgendem Husten hat der betreffende Mensch durchaus keine Vorstellung davon, was er thut und was er damit erreicht.

Könnte es sich bei den anscheinend so klugen Insekten, vor Allem bei den Ameisen, nicht ähnlich verhalten? Müssen wir wirklich annehmen, daß diese ihrem ganzen Baue nach doch außerordentlich niedrig stehenden Thiere so viel klüger sind, einen so viel entwickelteren Verstand besitzen, als die am höchsten stehenden Wirbelthiere, z. B. die Affen?

Aus zweckmäßiger Bewegung und Thätigkeit allein dürfen wir, wie das Beispiel des Kehldedeckels beim Menschen deutlich zeigt, auf Bewußtsein und Verstand noch nicht schließen. Welche Mittel haben wir denn überhaupt, um das Vorhandensein von Verstand bei einem Thiere zu erkennen? Um diese Frage zu entscheiden, müssen wir zusehen, was uns denn unser eigener Verstand für unsere eigene Thätigkeit leistet. Nun, mit seiner Hilfe ändern wir unser Verhalten ab und suchen es den Verhältnissen angemessen zu gestalten; hat ein Kind z. B. nach einer hellen Flamme gegriffen und sich die Hände dabei verbrannt, so behält es eine Erinnerung an die Schmerzempfindung und hütet sich, die Flamme zum zweiten Male zu berühren. Nur durch die Erinnerung an frühere Ereignisse sind wir im Stande, Erfahrungen zu sammeln, und nur auf Grund von Erfahrungen ändern wir unser Verhalten ab und handeln anders, als in früheren Fällen. Umgekehrt nehmen wir nun auch ein abgeändertes Verhalten als Kennzeichen und Maßstab dafür, daß das betreffende Wesen Erinnerungsvermögen besitzt und Erfahrungen sammelt. Kann man einem Affen z. B., wie es bei einem Chimpanzen des englischen Forschers Romanes der Fall war, beibringen, nach Wunsch eine bestimmte Anzahl Strohhalme zu bringen, wobei nach einiger Zeit Irthümer nur vorliefen, wenn die Zahl sieben überschritten wurde, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß das Thier nach Art eines Menschen zählen lernte, und zwar mit Sicherheit bis sieben, während das Weiterzählen bis zehn ihm entweder zu schwer oder zu langweilig war. Wenn ein Thier dagegen vom ersten Tage seines Daseins an schon dasselbe auszuführen im Stande ist, wie später, wenn es bis an sein Lebensende alle Einrichtungen in gleicher Weise vollführt, auf denselben Reiz in derselben Weise handelt, so sind wir nicht berechtigt, ihm Gedächtniß und Bewußtsein, die Grundlage der Erfahrung und des Verstandes, zuzuschreiben. Ein solches Thier hat nicht Sinnesempfindungen wie

wir, sondern empfängt sinnliche Reize, auf die es in unbewußter Weise reagirt und sich bethätigt, so daß wir es wie eine völlig automatische Maschine, die sich trotz aller Komplizirtheit ohne jedes Denken bewegt, ansehen müssen.

Daß manche der vielbewunderten Thätigkeiten kleiner Insekten nicht von ihnen erlernt werden, sondern auf angeborenen Trieben beruhen, ist unzweifelhaft festgestellt; z. B. bauen eben ausgeschlüpfte Bienen, die noch niemals Bienenwaben gesehen haben und ohne jede Anleitung älterer Bienen sind, ihre Zellen sofort in derselben kunstfertigen Weise, wie ihre älteren Vorfahren; sie bethätigen aber lediglich einen angeborenen Trieb, ohne dazu des Lernens und eines Verstandes zu bedürfen.

Die Frage, wie weit der Verstand der Ameisen reicht, ja, ob sie überhaupt Verstand besitzen, hat in jüngster Zeit einen Straßburger Forscher, Prof. Bethe, beschäftigt; von seinen interessanten Versuchen wollen wir hier Einiges mittheilen.

Zunächst suchte er zu ermitteln, auf welche Weise sich die Ameisen eines Nestes untereinander kennen. Die bisweilen nach Millionen zählenden Thiere einer Kolonie arbeiten friedlich zusammen, während ein Thier einer anderen Kolonie, wenn es selbst derselben Art angehört, stets sofort angegriffen, gebissen und oft getödtet wird. Nach übereinstimmendem Urtheil der Beobachter handelt es sich dabei jedoch um ein selbstständiges Angreifen vieler einzelnen Exemplare, und nicht um einen gemeinsamen planmäßig vollführten Angriff. Bethe vermuthet, daß jedem Thiere eines Nestes ein eigenthümlicher Geruch anhafte, der auf die Nestgenossen keinen Reiz ausübt, während der Geruch jedes anderen Nestes den Angriffszweck auslöst. Daß Menschen und Thiere in der Bethätigung ihres Lebens beim Stoffwechsel riechende Stoffe erzeugen, wie Schweiß u. a., durch die sich die einzelnen Wesen voneinander unterscheiden, ist ja eine bekannte Thatsache. Gibt es doch Menschen, die für diese Unterschiede eine so feine Empfindung besitzen, daß sie beim Nachhausekommen sofort am Geruch merken, ob Jemand, und falls es ein Bekannter war, wer in ihrer Abwesenheit ihr Zimmer betreten hat. Es liegt daher nahe, bei den Ameisen etwas Ähnliches anzunehmen; auch gelingt es leicht, eine Ameise ihren Nestgenossen unkenntlich zu machen. Wälzt man sie in einer Quetschung von Ameisen eines fremden Nestes und setzt sie dann zu ihrem Neste zurück, so wird sie ganz wie ein „Feind“ behandelt; sie wird gekniffen, gezerrt, mit Gift übergossen und getödtet. Dagegen wird sie im fremden Neste jetzt freundlich behandelt; sie wird zwar von den an ihr vorbeilaufenden Thieren mit den Fühlern betriefft, aber doch nur selten gewackt, gebissen oder getödtet. Diese Verwandlung von Freund und Feind gelingt selbst bei Thieren verschiedener Arten sehr gut, wenn man sie vor dem Wälzen in der fremden Ameisenquetschung für einen Moment in Alkohol gehalten hat, um die ihnen anhaftenden chemischen Stoffe, von denen der ihnen eigne Geruch ausgeht, abzuwaschen. Nach diesen Versuchen scheint das Kennen der Ameisen weiter nichts zu sein, als ein gegenseitiges Nicht-Beachten, während der fremde Geruch sofort die Angriffsbewegungen hervorruft.

Eine weitere Frage ist die, wie finden die Ameisen, die auf Lichtreize garnicht reagiren und im Dunkeln ihrer Arbeit gerade so gut nachgehen, wie am Tage, ihren Weg vom Nest nach den Futterplätzen und zurück zum Nest? Auch hierbei werden sie durch einen chemischen, sich bald verflüchtigen Stoff geleitet, den sie als Spur auf ihrem Wege zurücklassen. Kommt eine Ameise aus einem Neste heraus, vor dem sich noch keine Ameisenstraße befindet, so wandert sie, unsicher mit den Fühlern hin und her tastend, auf Kreuz- und Quertwegen herum, und kehrt schließlich, wenn sie kein Futter gefunden, auf demselben Wege, ihrer eigenen Spur nachgehend, in's Nest zurück. Keine andere Ameise aber, die aus dem Neste hervorkommt, verfolgt diesen selben von der ersten vergebens gemachten Weg. Ist eine Ameise aber glücklich an einen Futtervorrath gelangt und hat ein Körnchen Zucker z. B. in's Nest gebracht, so wird derselbe Weg auch von anderen Ameisen verfolgt,

und zwar, ohne daß an eine Mittheilung der Einzelnen untereinander zu denken ist; schon bevor die erste Ameise mit dem Zuckerkorn im Neste verschwunden ist, folgt eine andere, die ihr nicht begegnet, aber auf ihren Weg gerathen ist, demselben im sicheren Laufe bis zur Futterstelle, von wo sie auch ein Körnchen zurückschleppt. Die Spur der belasteten Ameise muß aber eine andere sein, als die der unbelasteten, was ja auch leicht vorstellbar ist, da die Schweifabsonderung des belasteten Thieres eine andere sein kann, als die Spur des freien Thieres. Die erste ruft den Trieb hervor, vom Neste fortzulaufen, die andere den umgekehrten. So sind auf jeder Ameisenstraße zwei Spuren, im Grunde also zwei Straßen vorhanden, von denen die eine zum Futter, die andere zum Neste führt. Daß die Ameisen nur dem Reize, der von diesen Spuren ausgeht, nachlaufen, kann man leicht noch deutlicher beweisen. Legt man einen ganz schmalen Papierstreifen fest über eine Ameisenstraße, so prallen die Thierchen an beiden Seiten desselben im vollen Laufe zurück, ja, einige versuchen unter dem Papier durchzukriechen. Die erste ist in ihrem Schuß auf das Papier gestreut, dort fehlt ihr die Spur, und sie läuft nun am Rande auf und ab. Eine zweite folgt der Spur der ersten bis auf das Papier und kommt dabei etwa um die Länge ihrer Fühler weiter, ehe sie anprallt und Halt macht. So geht es weiter, bis schließlich eine über das Papier gelangt und dort sofort emsig weiter läuft, weil da ja schon bekannte Spuren vorhanden sind. Dann finden bald mehrere, der Spur der ersten folgend, den Weg über das Papier, und es bildet sich auf ihm die Straße aus, obwohl es noch stundenlang dauert, bis alle Thiere ohne zu stutzen die Straße auf dem Papiere verfolgen. Hat man das Papier einige Tage liegen gelassen, so hat sich die frühere Spur unter dem Papier vollständig verflüchtigt; denn nimmt man den Streifen nun weg, so finden die Ameisen jetzt nicht mehr den alten Weg unter dem Papiere und laufen an seinen Grenzen hin und her, bis er sich allmählig wieder ausbildet, wie früher der neue auf dem Papiere.

Sehr interessant ist auch die Art und Weise, in welcher die gerade Form der Ameisenstraßen vom Nest zum Futterplatze zu Stande kommt. Das erste Thier ist rein zufällig auf mannigfach verschlungenen Wegen zum Futter gelangt. Die Folgenden lassen manche Schleifen fort, und allmählig kommen Abschleifungen der Krümmungen zu Stande, wobei kein Thier in seinem Wege von den früheren Spuren um mehr als etwa die Länge der Fühler abweicht. Das Zustandekommen dieser Abschleifungen erklärt sich sehr einfach. Die Thiere laufen alle geradlinig und um so sicherer, je häufiger die Spur schon begangen ist. Kommen sie nun an eine Krümmung, so schießen sie um ein Weniges, etwa die Länge der Fühler, in der geraden Richtung fort; die folgenden Thiere, die dieser frischen Spur folgen, kommen um eine Fühlerlänge weiter in gerader Richtung, so daß sich schließlich eine fast schnurgerade Straße ausbildet, ohne daß man an ein bewußtes Anlegen zu denken braucht.

Auch in zahlreichen anderen Versuchen hat Bethe niemals gefunden, daß eine Ameise im Stande ist, eine Erfahrung zu sammeln, etwas zu lernen und etwas mit Ueberlegung zu thun, was nicht alle anderen und sie selbst in gleicher Weise von Anfang an gethan haben. Der Forscher zieht daher den Schluß, daß es falsch ist, von einem Verstande der Ameisen zu sprechen, daß Vorstellungs- und Erinnerungsvermögen sich vielmehr erst auf höheren Stufen der Thierreiche entwickeln und sich erst bei den Wirbelthieren vorfinden. Wenn wir auch nicht wagen, den vielen Beobachtungen anderer Forscher gegenüber hier unbedingt zuzustimmen, so scheint so viel doch sicher, daß die Ameisen, denen sich in dieser Beziehung übrigens auch andere Insekten, wie z. B. Bienen, anschließen, wofern man ihnen überhaupt Verstand zuschreiben kann, doch auf einer sehr niedrigen Stufe der Intelligenz stehen. —

Vor Thau und Tag.

Von Clara Viebig.

(Schluß.)

Langsam dämmerte der Abend herauf. Wo war der Tag geblieben? Sie wußten es nicht. Sie sprachen nicht von Abschied, sie waren übereingekommen, sie reisten am Abend Beide ab. So würden sie wenigstens die Nacht noch zusammen fahren bis gegen Morgen, dann kam der Kreuzungspunkt der Eisenbahn, wo sie sich trennen mußten, er nach Osten, sie nach Westen — aber noch blieb die Nacht, die eine Nacht! Sie waren unnatürlich geschwätzig, als müßten sie sich für ewiges Schweigen schadlos halten; sie sprachen von Dem, was ihnen augenblicklich am fernsten lag, am meisten; von Persönlichem wenig. Er hatte eine unbestimmte Angst, sich zu verstricken; sie die Furcht, sich zu verrathen. Sie sprachen nicht von Liebe, sie trauten sich nicht mehr. Und doch funkelten die Augen des Mannes, und auf des Weibes Gesicht brannten rothe Flecken.

Unten im verräucherten Flur schwelte die düstere Petroleumlampe, als sie das Haus betraten. Es war Zeit, daß Irene ihre Sachen zusammenpackte, die Schatten draußen wurden lang; noch eine Stunde oder zwei, dann kam der Wagen, der sie zur Bahnstation bringen würde. Drinnen in der Küche hörte man die alte Wirthin zum Abendbrot die Töpfe rücken, das Feuer vom offenen Herd warf einen schmalen, röthlichen Schein zur Thürspalte hinaus. Niemand ließ sich sehen.

Irene ging langsam mit gesenktem Kopfe der Treppe zu; auf der untersten Stufe hielt sie inne und wendete sich um.

Da stand er im Flur, den Kopf vorgestreckt, und blickte ihr nach: „Irene!“ Es klang merkwürdig heiser.

Sie schreckte zusammen und sah ihn an; es war ein langes Ineinandertauchen der Blicke, ein Sich-ganz-und-gar-umfassen.

Bekommen die Luft im Flur, eng der Raum; der röthliche Feuerchein wob einen Schimmer von Traulichkeit um die armen Wände. Man war sich hier näher gerückt, kein offenes Himmelsauge sah, kein Bäumenanschen sprach drein.

„Irene!“ Er griff nach ihrem Kleide, er hielt es fest. „Irene!“

„Was willst Du?“ Ihre Stimme war heiser wie die seine.

„Laß mich mit Dir gehen — laß mich!“ Sein hastiger Athem überschauerte sie. „Irene — laß mich!“

Es war fast dunkel im Flur, die Gesichter ein weißer Fleck, nur die Augen bligten einander an und fuhren glitzernd hin und her.

Sie stand wie angewurzelt auf der untersten Stufe, seine Finger hielten sie wie in Klammern — da — plötzlich ein Knack, sie zerrte ihm das Kleid aus der Hand, sie stieß ihn zurück, sie jagte die Treppe hinan, riß die Thür auf und riegelte hinter sich zu.

Mit wildem Schluchzen warf sie sich auf den Stuhl am Bett. Sie weinte und weinte, und dazwischen hob sie den Kopf aus den Händen und lauschte nach unten auf seinen Tritte. Das war sein wohlbekanntester Schritt im Flur — nun draußen auf dem Pflaster — immer ungeduldig hin und her, her und hin. Jetzt sprach er — die Wirthin stand wohl in der Thür — er mußte einen Scherz gemacht haben, die Alte lachte lichernd, und nun lachte er auch. Wie konnte er jetzt lachen und scherzen?!

Sie sprang auf und tastete mit bebenden Fingern um sich, bis sie das Feuerzeug fand; sie zündete Licht an, beim Vorübergehen sah sie im Spiegel ihr trauriges, entstelltes Gesicht. In fiebernder Geschäftigkeit raffte sie ihre Sachen zusammen und warf sie in den Koffer; als sie den Deckel schloß, gab's einen dumpfen Knack. Aus —! Mit lautem Stöhnen griff sie sich in die Haare.

Unten immer noch der ungeduldige Schritt, hin und her, her und hin — hin — her — her — hin — geistesabwesend stierte sie vor sich hin in's Leere. Da — horch! Jetzt Poltern, Rasseln, der Wagen fährt vor! — —

Bestimmt saßen sie auf dem engen Sitz nebeneinander. Der Wagen stieß und schwankte.

Die Nachtluft feuchtlast, graue Nebel rechts und links. Unter der Decke, die über die Kniee gebreitet lag, faßte er endlich nach ihrer Hand und hielt sie fest — das war Alles. Sprechen konnten sie kaum, der herbe Wind riß ihnen die Worte vom Munde. Kalt, leblos ruhten ihre Finger in den seinen; er drückte sie, sie erwiderte den Druck nicht. „Irene!“ Sie nickte kaum merklich mit dem Kopf.

Eine beklommene, verlegene Stille war zwischen ihnen.

Die Sterne am Himmel hatten sich verkrochen, nun traten sie plötzlich hervor, aber mit kaltem Glanz. Fragenhaft tauchten die Bäume am Wege auf. Man fuhr durch stille Dörfer, die hellgetünchten Mauern schimmerten nichtern, die Luft war ohne jede Wärme.

„Der Sommer is vorbei,“ sagte der Kutscher eintönig und drückte sich mit der freien Hand die Mütze fester auf den Kopf, „so hat alle Freud' schnell ein End' — jao, jao! hü, hott!“ Er knallte auf die Gänle.

Alle Freud' schnell ein End'! Ein Ende, ehe sie noch recht angefangen. —

Das rauhe Organ des Kutschers klang dumpf durch die Stille. Die Beiden im Wagen fröstelten, aber sie rückten nicht näher zu einander; sie sahen sich nur an mit traurigem, scheuem Blick.

So fuhren sie weiter. Die Füße wurden eiskalt, der Rücken steif. Und endlich Lichter in der Ferne und schwärzliche, klumpige Massen. Tief im Thal tauchte das Städtchen auf; noch führte der Weg eine lange Strecke in gewundenen Serpentinaen hinab.

Zehn Minuten und abermals zehn Minuten! Der Kutscher bremste, die Pferde schnauften — jetzt schlug ein Hund an, und nun noch einer, heiseres Geklaff ertönte aus den Höfen. Unter den Hufen sprühte das Pflaster Funken — vorbei die Häuser, vorbei der Marktplatz mit der Kirche und dem verschlafenen Brunnen — da, feurige Augen funkelten durch die Nacht — ein langer Schienenstrang mit zwei, drei Geleisen — der Wärter hebt die Barriere, der Wagen poltert hinüber.

Nun war man am Bahnhof, bald Mitternacht. In nervöser Hast raffte Dorn das Gepäck zusammen, ohne sich umzusehen, eilte er in's Haus hinein, sie folgte schweigend.

Und jetzt saß man im Nachtzug; gegen die Kühle draußen schwillte Luft in den Coupés. Alles überfüllt. Die Einen schwagten, die Anderen schliefen, Diese rauchten, Jene rekelteten sich gähmend; mit sechs anderen zusammengepfertcht saßen Dorn und Irene.

Sie drückte ihr bleiches Gesicht an's Fenster. Tropfen rieselten an der Scheibe herunter; war es der heiße Boden des Raumes, der sich in Wasser auflöste, oder war es salziges Naß aus todes-traurigen Augen?

Draußen jagten Berge wie dunkle Klumpen vorbei, ab und zu eine weißlich schimmernde Chaussee mit unkenntlichen Baumreihen; in langen, schwarzen Streifen zog sich der Wald. Durch kleine, schlafende Stationen raste der Zug, weiter, immer weiter — näher, immer näher dem Trennungsort.

Im Coupé war es still geworden, einer nach dem anderen schlummerte ein; verstohlen legte Dorn seinen Arm um Irene's Leib. Sie schwankte hin und her, er fühlte das Beben ihrer Glieder; schwer, wie widerwillig, lehnte sich ihr Kopf an seine Schulter. Er flüsterte mit ihr — unnötige, belanglose Worte, — er wußte selbst nicht, was er sprach; zu anderen Zeiten würde er über diese schülerhafte Sentimentalität gelächelt haben.

Sein Kopf war schwer, die Augen brannten ihm wie Feuer — sie rührte sich nicht, sie sprach nicht — eine quälende Ungebuld war in ihm; wie viel Uhr mochte es sein? Besser schon, die Tren-

nungsstunde war da, als dieses peinvolle Warten. Er seufzte.

„Wie viel Uhr ist es?“ fragte sie plötzlich und hob den Kopf von seiner Schulter.

Er sah nach. „Bald drei!“

„Bald drei!“ Sie griff nach dem Herzen und trampfte die Hand in das Kleid, ihre Lider senkten sich, die Lippen wurden weiß und zitterten.

Schrecken überkam ihn, sie sah aus wie eine Sterbende; eine heiße, zornige Angst überlief ihn — wenn sie ihm nun eine Szene machte?!

„Hab' keine Furcht,“ sagte sie langsam, als hätte sie seine Gedanken errathen, „ich bleibe ruhig. Jetzt ist es bald Zeit!“ Sie entwand sich ihm und fing an, ihr Gepäck zu ordnen; sie rückte ihren Hut zurecht und band den Mantel um. Dann saß sie kerzengrade aufgerichtet und spähte mit weiten Augen hinaus in die Nacht. Edel in den Linien, groß, im Schmerz verfeinert, hob sich ihr Profil vom dunklen Fenster ab.

Eine wahnstimmige Sehnsucht erfaßte ihn nach ihr und zugleich Wuth gegen das Geschick, gegen die Welt, gegen seine Braut, die Menschen alle; und eine leise Verachtung vor sich selbst war auch dabei. Er stöhnte: „Irene, verzeih' mir! Kannst Du mir verzeihen?“

Er umklammerte ihre Hand.

Sie versuchte zu lächeln, aber es war nur ein Ziehen der Mundwinkel, sie wollte sprechen — da — ein schneidender Pfiff, der Zug rasselte langsamer. Erich fühlte es am Zucken ihrer Finger — die Station war da.

„Aussteigen — umsteigen — fünfzehn Minuten Aufenthalt!“ Der Schaffner riß die Thüren auf; nur wenige Menschen verließen den Zug, fast einsam standen Dorn und Irene auf dem öden Bahnsteig. Um sie herum strich ein verschlafener Bahnbeförderer, aber auch der verschwand bald im spärlich erleuchteten Wartesaal. Sie mochten da nicht hinein.

Eisig durchschauerte sie der Wind; es war schon Morgenluft. Eine fahlgraue Ungewißheit, halb Helle, halb Dämmerung über Allem. Der Himmel zeigte im Osten Streifen von schmutzigem Gelb.

„Sieh,“ sagte sie seltsam ruhig und hob die Hand, „die Sonne möchte kommen, aber sie kann nicht. Wir werden uns trennen, eh' sie scheint. Leb' wohl!“ Sie reichte ihm die kalte Hand.

„Irene!“ Tief erschüttert drückte er ihre Finger an seinen Mund, Thränen verdunkelten ihm den Blick. „Versprich mir, verzeih' mir! Versprich mir, daß Du nicht unglücklich wirst — ich könnte sonst nie mehr froh sein! Versprich mir, Du wirst Großes leisten, Deine Kunst wird Dir ein Leitstern sein, der Schmerz wird Dein Talent heben, Du wirst das Höchste erreichen — ja, Irene, sag', glaubst Du das?“

„Ich weiß es nicht.“ Sie neigte den Kopf, der Wind verwehte ihre tonlosen Worte.

Kurze, bange und doch peinvoll ewige Minuten. Um sie her graue Morgenluft; in der Nähe schrillte Hahnenschrei dem Tag entgegen. Sie sahen sich an, als müßten sie vergehen; im Frühlicht schimmerte des Weibes Gesicht fahl und well. Sie standen Hand in Hand, die Finger ineinander geklammert, aber sie umarmten sich nicht. Es war etwas zwischen ihnen, das sie trennte.

Aus der Ferne donnerte der Zug heran — es war der nach Osten — Dorn mußte zuerst fort; sie mußte noch warten, warten wie immer. Gleich einem gefräßigen Ungeheuer schnob die rauchende Lokomotive über die Schienen; der Heizer stand am Kessel, beruht, schwarz wie ein Teufel, und blickte mit gleichgültigen Augen auf das einsame Paar.

„Irene, leb' wohl!“ Dorn küßte hastig ihre Stirn — ein letztes, verzweifelteres Sich-fest-saugen der Blicke, dann ein dumpfes, halbersticktes „Adieu“ von Irenens Lippen. Er schwang sich eiligst auf's Trittbrett — jetzt stand er oben im Wagen, schon rückt der Zug an.

Ein krampfhaftes Ziehen schnürte sein Herz zusammen, und doch drängte sich ihm ein Seufzer der Erleichterung aus der Brust. Ungebuldig trat er von einem Fuß auf den anderen — es war kalt, er fror; unruhig blickte er um sich — hatte er auch all' seine Sachen, ja nichts vergessen?

So fingen die Räder an sich zu drehen, sie

rollten rascher und rascher. Er stand am offenen Fenster, schlugte mit der einen Hand seinen Hut gegen den stürmenden Morgenwind, mit der anderen winkte er zurück.

Da stand sie auf dem weiten Bahnsteig — allein — die Arme schlaff herunterhängend, ihre Gestalt im Grau zerflatternd. Mit trostlosen Augen

sah sie dem brausenden Zuge nach und dann weiter in trostlose Leere.

Die Hoffnungen, die sich an den Namen „Irene Lang“ knüpften, haben sich nicht erfüllt. Sie ist keine große Dichterin geworden; man hat nichts weiter von ihr gehört. Garnichts.

Feuilleton.

Die Tauben.*

Ich stand auf der Spitze eines sanft geneigten Hügel; vor mir dehnte sich ein bald goldig, bald silberhell schimmerndes Meer reifen Roggens. Aber dieses Meer wogte kaum; in der schwülen Luft schien jede Bewegung zu stocken; es zog ein schweres Gewitter heran. Um mich her leuchteten noch die gesättigten, sengenden Strahlen der sich trübenden Sonne; dort aber, hinter dem Roggenfeld, nicht gar zu fern, breitete sich eine dunkelblaue Wolke schwerlastend über den halben Horizont. Alles hat sich geborgen . . . Alles scheint zu verzagen bei dem unheilflüchtenden Glanz der letzten Sonnenstrahlen. Nirgends ist ein Vogel zu sehen noch zu hören; die Sperlinge sogar haben sich versteckt. Wie stark duftet am Grenzrain der Vermuth. Ich sah auf die blaue Niesenvolke . . . und düster wurde es in meiner Seele. Nur schnell, schnell, wenn es denn sein soll! — dachte ich. — Flamme auf, goldiges Bäumlein, roll' herab, dröhnender Donner, zieh' herbei, ergieß' dich, grimme Wolke, mach' der peinvollen Spannung ein Ende! Aber die Wolke regte sich nicht. Nach wie vor lastete sie auf der stummen Erde . . . und schien bloß anzuschwellen und sich dunkler zu färben.

Und plötzlich hebt sich von der eintönigen Bläue ein Etwas ruhig und gleichmäßig ab; ein weißes Tüchlein ist es, oder ein Schneeball. Es war eine weiße Taube, die von der Seite des Dorfes her geflogen kam. Sie flog in gerader Richtung, immer gerade . . . und verschwand hinter dem Walde. Es vergingen einige Augenblicke — es herrschte noch immer dieselbe graufame Stille . . . Da . . . da tauchen plötzlich zwei Tüchlein auf, kommen zwei Schneebälle herbei — es sind zwei weiße Tauben, die ruhig ihrem Hause zuströmen. Und nun bricht der Sturm los — und der Wirbelsturm beginnt! . . . Kaum gelang es mir, meine Stube zu erreichen. Es heult der Wind und wüthet wie ein Wahnsinniger, es sausen die gerötheten, niedrigen, gleichsam in Fegen gerissenen Wolken daher, Alles wird durcheinander gedreht und gepeitscht, in lothrechten Säulen prasselt ein wüthender Regenschauer herab, der Blitze blendend Feuergrün stummert vor den Augen, gleich Völlerschüssen rollt in Stößen der Donner, Schwefeldünste treiben in der Luft . . .

Hoch oben am Hause aber, unter einem vorspringenden Giebel, sitzen zwei weiße Tauben nebeneinander — diejenige, die nach ihrem Gefährten ausgeflogen war — und diejenige, die sie mit sich gebracht und vielleicht gerettet hat. Die Federn sträubend, sitzen sie still da — und eine Jede empfindet durch ihren Flügel die Nähe des Gefährten. Es ist ihnen so wohl! Und wie wohl ist es mir, wenn ich sie anblicke . . . Obgleich ich allein bin . . . allein wie immer!

Iwan Turgenjew.

* Aus „Gedichte in Prosa“. Wita, Victor Felsko.

Rückkehr aus der Verbannung. Der russische Held, der um seiner politischen Ideale willen nach Sibirien geschickt wurde, ist uns der Typus des für seine Ueberzeugung leidenden Freiheitskämpfers. Oft hat ihn unsere Phantasie auf seinem Lebenswege begleitet. Der bildenden Kunst ist jeder Abschnitt seines Lebens in der Verbannung immer wieder ein Gegenstand der Darstellung gewesen: Wie man ihn Hunderte von Meilen weit aus der Heimath fortgeschleppt — wie er in der Verbannung lebt: In graufiger Einöde muß er sein Leben fristen, unter harter Arbeit, allen Unbilden eines rauhen Klimas ausgelegt, viele lange Jahre hindurch — wie er endlich wieder frei wird und zurückkehrt . . . ein gebrochener Mann. Das ist ein Schicksal von furchtbarer Tragik. Wenn der Künstler sich dieses zum Vorwurf für sein Werk nimmt, dann kann es leicht geschehen, daß die Empörung ihn zu einem übertriebenen Ausdruck, zum Pathos oder zur sentimentalen Weichlichkeit treibt. Damit aber würde er die tiefste Wirkung, die er erreichen kann, selbst zerstören. Ilya Jefimowitsch Repin, der große russische Maler, hat diese Klippe vermieden. Er hat die

Szene, wie der Zurückkehrende in's Zimmer tritt, nicht anders gemalt, als sie sich oft genug abgespielt haben wird. Nachbarn haben den Märtyrer draußen getroffen und hereingeleitet in das Zimmer, in dem seine Familie versammelt sitzt. Theilnehmend und ein wenig neugierig sehen sie ihn nach. Jetzt ist er bereits mitten im Zimmer. Da ist sein Weib! . . . Ein Anblick bietet sich, der das Herz erbeben macht. Draußen ist heller Sommer, die Bäume stehen in vollem Laub. Warm dringt der Sonnenschein in's Zimmer und spielt über Dielen und Wände. Und doch, ihn friert im dicken Pelz, in Fieberhauern erzittert sein Körper — er trägt den Tod im Herzen, die Strapazen haben seine Widerstandskraft zerrieben. An das mildere Klima der Heimath wird er sich nicht wieder gewöhnen. Er ist heimgekommen, um zu sterben. Bögernd schreitet er vorwärts, die kraftlosen Arme zieht er an sich, und auf dem eingefallenen Antlitz, dessen Haut die Knochen dünn überpannt, in dem leise geöffneten Mund, in dem starren Blick der weit aufgerissenen Augen erscheint ein fast blöder Ausdruck, der nur durch ein mattes Lächeln noch aufgehellt wird. Das ist von einer niederdrückenden Wirkung. Man fühlt, hier ist eine geistige Kraft gebrochen, hier ist ein hochstrebender, gegen das Joch sich aufbäumender Mensch mit brutaler Gewalt niedergeschlagen worden . . . Die Familie des Zurückkehrenden saß still um den Tisch, als er eintrat. Sie erblickten, sie erkannten ihn, aber die Ueberraschung hält sie im Wahn. Sie vermögen es nicht so schnell zu fassen, daß der, um den sie so lange trauerten, nun wieder unter ihnen sein soll. Die Frau springt auf, weit beugt sie sich vor, alles Blut drängt sich ihr zum Herzen und lähmt ihr die Glieder, sie muß sich stützen: Ist er es wirklich? Was liegt nicht Alles in den wenigen Wimpern, die der Maler gegeben hat! Starr haftet sich ihr Blick auf den Eintretenden. Durch den Gram ist ihr kluges Gesicht scharfer in den Zügen geworden, und hoch glaubt man so viel Liebe und Güte darin zu erkennen. Aehnliche Empfindungen kehren bei den übrigen Mitgliefern der Familie in leisen Abwandlungen wieder. Ueberraschung und Freude drücken sich auch auf den Gesichtern des Knaben und der ältesten Tochter aus. Nur die Kleine sieht schon auf den Vater, sie erkennt ihn nicht wieder — sie war noch zu jung, als er fortgeschleppt wurde.

Den höchsten Schornstein der Erde besitzen die Halsbrücker Schmelzhütten bei Freiberg in Sachsen. Die „Hohe Esse“ hat den Zweck, die beim Rösten der Erze frei werdenden säurehaltigen Gase so hoch in die Atmosphäre zu führen, daß sie den Landwirthen nicht mehr Schaden verursachen. Die Hütten selbst liegen im Thale der Mulde, etwa eine Stunde von Freiberg entfernt; rechts von denselben erhebt sich das Muldeufer ziemlich steil, und dort hat man 60 Meter über dem Hüttenniveau den Grund für den Schornstein, 3 Meter tief und 12 Meter im Quadrat messend, in Steingerölle eingetrieben, bis tragfähiger Gneisfels erreicht wurde. Ueber dem Fundament erhebt sich das quadratische und oben in ein Achteck verlaufende Postament von 10 Meter unterer Seitenlänge und 9 Meter Höhe, in welchem zwei Öffnungen, wovon die eine zur Reinigung und die andere für den Anschluß des Kanals bestimmt ist, angebracht sind. Die Öffnungen haben eine lichte Weite von 2 Meter und eine lichte Höhe von 2,65 Meter. Auf dem Postament beginnt die 131 Meter hohe, runde Säule, die unten eine lichte Weite von 5 Metern und oben von 2,5 Metern hat und deren obere Wandstärke noch 250 Millimeter beträgt. Die Esse hat somit eine Gesamthöhe ab Terrain von 140 Metern und liegt mit ihrer oberen Mündung 200 Meter über der Hüttensohle. Das Mauerwerk besteht ausschließlich aus hartgebrannten, gelben Thonziegeln. Die Baumaterialien waren in entsprechender Güte in der Nähe des Bauplatzes nicht zu haben. Das Wasser lieferte eine Wasserröhrenmaschine aus dem Rothschönberger Stollen. Die Anfuhr des Materials mußte von Freiberg per Achse erfolgen auf Wegen, die theilweise bedeutende Steigungen hatten. Der Transport des Baumaterials vom Bauplatz auf den Schornstein geschah durch einen eigens hierzu gebauten selbstthätigen Aufzug, der die Lasten innerhalb der Esse aufzog und der seine Bewegung durch eine Lokomotive erhielt. Für den Auf- und Abstieg der Arbeiter sind außerhalb an der Säule Steigeisen angebracht, die auch für Ausföhrung etwa später notwendig werdender Reparaturen dienen.

Der Bau wurde einer Bau-Firma am 5. September 1888 mit der Bedingung zugeschlagen, die damals 135 Meter hoch projektierte Esse bis 1. November 1889 fertigzustellen, eine ungemein kurze Frist. Da die Stürme am heftigsten am

Tage auftraten, sah man sich genöthigt, die Nacht anstatt des Tages zur Arbeit zu benutzen, unter Zuhilfenahme von elektrischem Licht. Eine große Bogenlampe erhellte den Bauplatz, vier kleinere die Arbeitsstelle auf dem Schornstein und viele Glühlichter das Innere desselben tageshell. Am 2. September erglühten zum ersten Male die Lampen (die Esse war dazumal 92 Meter hoch) und warfen ihr weißes Licht über die umliegenden Dörfer. Ende September konnte infolge der kalten Nächte, die in solcher Höhe doppelt fühlbar waren, nur noch bis 7 Uhr Abends gearbeitet werden. Am 28. Oktober konnte die eiserne Kopfbedeckung angelegt werden. Die Fertigstellung der 140 Meter hohen — also 5 Meter höher, als ursprünglich angenommen — Esse erfolgte drei Tage vor der angelegten Frist. Für die Nieseneffe waren erforderlich: im Grunde 393,1 Kubikmeter, im Postament 502,2 Kubikmeter und in der Säule 1802,7 Kubikmeter Mauerwerk und 15 260 Kilo Eisen- und Kupfertheile. An Mauerziegeln sind im Ganzen 1 079 200 Stück gebraucht worden. Die Gesamtkosten betragen 180 000 Mark. Der Kanal, der die Gase von den Röstöfen nach der Esse leitet, hat eine Länge von ca. 1 1/2 Kilometern und ist innerhalb der Hütte bis zum jenseitigen Muldeufer aus Blei, von da ab aus gewöhnlichen Ziegelsteinen. Die innere Ausföhrung des Schornsteins ist derartig, daß eine Zerströbung des Mauerwerkes durch die abgleitenden sauren Gase nie eintreten kann. Die Esse ist bei ihrer Höhe das schlankste Bauwerk des Erdballes. — gr.

Warum werden mehr Knaben als Mädchen geboren? Die Thatsache, daß die Knabengeburt die der Mädchen in jedem Jahre überwiegen, stellte sich mit unzweifelhafter Sicherheit um so fester heraus, je vollkommener die Statistik wurde. Wenn man an sich die Geburt eines Knaben oder Mädchens für gleich wahrscheinlich erklären muß, so verlangen alle Regeln des gesunden Menschenverstandes, die in den mathematischen Fächern zum Ausdruck kommen, also hier speziell die Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung, daß bei einer Betrachtung vieler Fälle die zufälligen Abweichungen sich aufheben und im Durchschnitt auf 100 geborene Mädchen auch 100 geborene Knaben kommen. Thatsächlich ist das nicht der Fall, sondern auf 100 Mädchengeburten kommen in Europa 106,3 Knabengeburt. Diese ganz gesetzmäßige Abweichung muß ihre bestimmten Ursachen haben, die aufzudecken bisher nicht gelungen ist. Manche sagten, die Sterblichkeit unter den Knaben überwiege infolge der Erziehung und wilderen Lebensweise der Knaben die der Mädchen; um nun keinen Verlust an Knaben eintreten zu lassen, habe der Schöpfer oder die Natur dafür gesorgt, daß dieser spätere Ausfall durch einen Ueberschuß bei der Geburt gut gemacht werde. Andere, mehr wissenschaftlich Denkende weisen eine Erklärung, die mit der Ansicht des Schöpfers oder der Natur operirt, zurück; sie suchen dann als ein Naturgesetz aufzustellen, daß das Geschlecht des Neugeborenen sich mehr nach demjenigen Theile seiner Eltern richte, der bei der Zeugung der ältere sei. Da nun in der Regel die Männer in späterem Alter heirathen, als die Frauen, so überwiegen naturgemäß die Knabengeburt.

Von einer ganz anderen Seite wird die Frage in der Zeitschrift für Hygiene von Gottstein behandelt. Gottstein geht nicht davon aus, daß eine Knaben- oder Mädchengeburt an sich gleich wahrscheinlich sei, sondern an sich sei es nur gleich wahrscheinlich, unter allen Lebenden gleich viel Personen männlichen wie weiblichen Geschlechtes anzutreffen. Nun gelangen die Mädchen früher zur Fortpflanzung, als die Knaben, und hieraus würde sich, wie er mathematisch zu deduzieren sucht, bei gleicher Anzahl der Geburten ergeben, daß in einem gegebenen Zeitraum die weiblichen Personen die männlichen überwiegen. Gerade ein solches Resultat würde aber der ursprünglichen Wahrscheinlichkeit widersprechen, und daher ergebe sich mit mathematischer Nothwendigkeit das Ueberwiegen der Knabengeburt. Wenn das nicht der Fall wäre, würde sich ein Ueberwiegen der Frauen gegen die Männer herausstellen, für welches man nach Ursachen suchen müsse, während der jetzige Zustand als mit den Regeln der Wahrscheinlichkeit in Uebereinstimmung zu betrachten und daher nach weiteren Ursachen nicht weiter zu suchen sei. — Ob diese Deduktion unter den Mediziner viel Beifall finden wird, erscheint uns allerdings zweifelhaft. — h.

Nachdruck des Inhalts verboten!